Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 11 (1907-1908)

Heft: 2

Artikel: Gottfried Keller im Spiegel der neuesten Literaturgeschichte (1819-1890)

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662268

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erwache kleine Schwalbe . . . . ! hör': Auch ich, ich kann nicht leben ohne Sonne!
Da schrillt ein Ruf . . . Und über'm See fernher verklingt ein Glockenläuten.
Tief unten liegt in bläulichem Duft die frohe Stadt. Und über'm waldigen Uto
Zieh'n glutumsäumte Wolken langsam durch den Abendhimmel . . . und verschweben . . .
Es fällt der Tau . . . Und an die Wange noch geschmiegt
Halt' ich die kleine tote Schwalbe.

Emilie Pauli-Bodmer, Zürich.

Gottfried Keller im Spiegel der neuesten Literaturgeschichte.*)

(1819—1890.)

Der Schönheit Blüt' und Tod, das tiefste Grauen
Umklingelst du mit leiser Torenschelle,
Und darfst getrost, ein Shakespeare der Novelle,
Dein Herb und Süß zu mischen dich getrauen.

Als Goethe starb, saß auf der Schulbank des „Landknabeninstitutes" bei Zürich ein dreizehnjähriger Knabe, der vielleicht noch kaum den Namen des deutschen Dichters gehört hatte und doch dazu bestimmt war, ein Ende zu machen dem törichten Gerede vom „Epigonentum" nach Goethe: von der Erschöpfung der deutschen Dichtung durch das klassische Zeitalter. Gottfried Keller, der Sohn eines Drechslers aus dem Zürcher Dorfe Glattfelden, wurde in Zürich am 19. Juli 1819 geboren und erzogen, glaubte sich anfangs zur Landschaftsmalerei berufen und ging 1840 nach München, entdeckte, in die Heimat zurückgekehrt, seinen Beruf zum Dichter und gab 1846 eine erste kleine Gedichtsammlung heraus. Eine Zürcher Staatsunterstützung ermöglichte ihm einen längeren Aufenthalt in Deutschland: er weilte in Heidelberg von 1848 bis 1850, in Berlin bis 1855, schuf hier einige seiner Meisterwerke (den Grünen Heinrich, den ersten Band der Leute von Seldwyla, darin Romeo und Julia auf dem Dorfe), kehrte zur Mutter in die Heimat zurück und ließ jenen ersten Novellenband erscheinen, der ihm bei den Besten, auch in der Schweiz einen guten Namen machte. Die Zürcher Regierung glaubte in dem trefflichen Dichter auch einen tüchtigen hohen Beamten zu gewinnen und ernannte ihn 1861 unter Staunen der Philister zum Staatsschreiber von Zürich. Er hat dieses Amt bis 1876 verwaltet, und der Kanton hat nie einen bessern Staatsschreiber gehabt als Gottfried Keller den Dichter, wie Weimar keinen

---

*) Aus der Geschichte der deutschen Literatur von Eduard Engel (G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien. Preis 12 Mark.) Wir glauben, es gibt kein besseres Mittel, unsern Lesern einen Begriff von der Urteilsfähigkeit Engels zu vermitteln, als indem wir mit Ermächtigung der Verlagshandlung ein Kapitel aus dessen Werk abdrucken. Ein Familiengeschenkwerk erster Güte.

besseren Minister gehabt hat als Goethe den Dichter. Im Beamtenruhestand begann Keller mit neuer Kraft sein Schaffen; der zweite Grüne Heinrich erschien, die Züricher Novellen, das Sinngedicht, Martin Salander wurden geschrieben, zuletzt die gesammelten Gedichte veröffentlicht (1883). Dann ruhte Keller von seinem reichen Lebenswerk aus, im persönlichen Verkehr mit einigen Freunden in Zürich, im brieflichen mit Heyse und Storm. Behütet, fast könnte man sagen wie ein Schatz von einem Drachen, einem liebevollen Drachen, von der treuen Schwester Regula, die kein Besucher vergaß, der sie gesehen und brummen gehört. Am 16. Juli 1890 ist er schmerzlos in Zürich entschlafen. Sein Grab schmückt ein schöner Gedenkstein; sein Leben (mit Briefen und Tagebüchern) wurde von Bächtold treulich dargestellt.

Über Kellers menschliches Wesen lauten die fast einstimmigen Berichte als von einem herben, zu leidenschaftlichem Jähzorn geneigten Manne, ohne äußere Liebenswürdigkeit, knurrig und brummig. Wer den kleinen Mann mit dem hochschädligen Kopf und dem gefurchten Antlitz über den breiten Schultern so gesehen wie der Verfasser, wen der Strahl innerer Güte ange-

blitzt hat durch die rauhe Schale eines zur Gewohnheit gewordenen einsamen, frauenlosen Murrwesens, der bewahrt diese Erinnerung als einen kostbaren Schatz und zweifelt daran, daß die landläufigen Berichte den Kern jener ganz einzigen Natur treffen. Der Dichter, der die letzten Seiten von Romeo und Julia auf dem Dorfe schreiben konnte, muß eine Fülle heimlicher Menschenliebe im Herzen getragen haben. Auch nach den vielen Briefen und Tagebuchblättern in den drei Bänden des Bächtold'schen Werkes sollten wir uns nicht einbilden, Gottfried Keller genau zu kennen, und uns besinnen, ehe wir mit seinem Lebensschilderer urteilen, ihm habe „die Milde und Gütigkeit der Seele, das tiefe Wohlwollen gefehlt". Man beachte den Brief Kellers an seinen Freund Baumgarten vom September 1851: „Wer keine bittern Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib, und wer diesen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten." In seinen Dichtungen vermissen wir die edelsten Seelengaben gewiß nicht, und des Menschen Seele ist nur eine, nicht eine zwiefache für den Mann und für den Dichter.

Kellers dichterisches Lebenswerk besteht aus zwei Romanen: dem Grünen Heinrich und Martin Salander; 21 Novellen: den Leuten von Seldwyla, den Zürcher Novellen und den sechs im Sinngedicht; dem Bändchen der sieben Legenden und einer Gedichtsammlung. Irgend etwas Nebensächliches, das fehlen dürfte, ist nicht darunter; auch den matteren Martin Salander nehmen wir als Ausdruck des politischen Schweizerdichters Keller gern mit. Der Grüne Heinrich war Kellers Schmerzenskind; seit 1840 hatte er Absicht und Plan dieser Lebensdichtung in sich getragen; 1854 erschienen die drei ersten Bände, 1855 wurde der vierte auf heftiges Drängen des Verlegers Vieweg in Braunschweig und „buchstäblich unter Tränen" vollendet. In dieser ersten Fassung stirbt der Held Heinrich, bald nachdem er in die Heimat zurückgekehrt ist, unter schmerzvoller Reue um seine Vernachlässigung der treuen Mutter. Es war ein Verlegenheitsschluß, eilig hingeschrieben, um das Werk fertig zu bekommen. Nicht nur der Charakter des Romans: die Darstellung der inneren Entwicklung des Dichters selbst, auch der Lebensgang Heinrichs lassen jenen Schluß als nicht gewachsen, sondern gemacht erscheinen. Keller war so unzufrieden mit dieser Fassung, daß er die ihm erreichbaren ersten drei Bände aufkaufte und einen Winter hindurch den Ofen damit heizte: daher die Seltenheit jener Ausgabe. Die zweite Bearbeitung, in wesentlichen Dingen ganz neu geschaffen, mit dem versöhnenden Abschluß, mit der Wiederkehr Judiths, entstand 1879 und wurde von allen Einsichtigen für den bedeutendsten deutschen Roman nach oder neben Werther, den Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meister erklärt. Dieses Urteil hat sich seitdem nur befestigt und gesteigert; rein als Dichtung, als Bildwerk übertrifft es Goethes Romane. Es gibt kein zweites Werk in deutscher Sprache mit einem solchen Reichtum an dichterischen Ge-

stalten; der grüne Heinrich ist wie eine ganze Gemäldesammlung. Hätte Keller nicht einen Fluch ausgesprochen gegen jeden, der die erste Fassung neu drucken ließe, so würde sich die immer wachsende Kellergemeinde freudig überzeugen, mit welcher Sicherheit der Dichter, der erst mit 34 Jahren sein Werk begann, alsogleich Kunst und Handwerk der Erzählung ausgeübt hat. Er war deren einer, in denen das Große heimlich und langsam keimt, wächst und scheinbar plötzlich zur vollen Reife gedeiht.

Die zwei Bände der Leute von Seldwyla (1856 und 1874) enthalten die zehn Novellen: Pankraz der Schmoller, Romeo und Julia auf dem Dorfe, Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, Die drei gerechten Kammacher, Spiegel das Kätzchen, Kleider machen Leute, Der Schmied seines Glücks, Die mißbrauchten Liebesbriefe, Dietegen, Das verlorene Lachen. So viel Schönes, Heiteres, Tolles auch im zweiten Bande steht, der Vorrang gebührt dem ersten: wegen der Kammacher, wohl des Höchsten, was dichterisch gesteigerter Humor, mit einiger Beimischung des Grausigen und Halbverrückten, je hervorgebracht hat; wegen der prächtigen Märchennovelle vom Stadthexenmeister Pineiß, der Beghinenhexe und dem Kätzchen Spiegel; nicht minder wegen der vollendeten Frauengestalt der Frau Regel Amrain, und über dies alles noch hoch hinaus wegen der schönsten Novelle deutscher Zunge: Romeo und Julia auf dem Dorfe. Sie wurde, nach einer Äußerung Kellers zum Verfasser, in Berlin hinter dem Kastanienwäldchen der Universität, in jenem Häuschen geschrieben, das später die akademische Bierhalle beherbergte. Zu Kellers Zeiten hämmerte unter ihm tagein tagaus ein Schmied, als die Erzählung von den zwei selig-unseligen Menschenkindern gedichtet wurde, die sich lieben, wie sich Romeo und Julia geliebt, und die freiwillig in den Tod gehen, weil ihnen das Leben ohne einander unerträglich, in Ehren miteinander unmöglich ist. Die kurze Mitteilung einer Leipziger-Zeitung über ein unglückliches Liebespaar, das sich in den Tod geflüchtet, hatte Keller die Anregung zu seiner herrlichsten Dichtung gegeben. Es war nicht Überhebung, die ihn seine Novelle nach Shakespeares Liebestragödie benennen ließ: eher Bescheidenheit; in einem Brief an Auerbach (3. Juli 1856) verteidigte er sich gegen dessen Vorwurf wegen der „Literatenliteratur" und des Eingangsatzes von dem „wirklichen Vorfall":

Hätte ich keine Bemerkung über die wirkliche Vorkommenheit der Anekdote und über die Ähnlichkeit mit dem Shakespear'schen Stoffe gemacht, so hätte man mich einer gesuchten und dämlichen Wiederholung beschuldigt. — Diejenigen, welche an Romeo und Julie nicht einmal gedacht hätten, würden alsdann die Sache für viel zu kraß und abenteuerlich erklärt haben.

Dagegen sollte man beim Neudruck den überflüssigen Schluß, der über die Philister stichelt, aber mit der Novelle nichts zu tun hat, ruhig weglassen, wozu Keller selbst das Recht gibt:

Den schnöden Schluß von Romeo und Julie würde ich sicherlich jetzt streichen und

werde es tun, wenn das Büchlein irgend wieder einmal abgedruckt wird (in demselben Brief an Auerbach).

Das edle Kunstgebilde würde dadurch nur von einer Schlacke befreit, und nichts würde die tiefe Ergriffenheit stören, mit der man die wunderschönen letzten Zeilen gelesen hat:

Als die Morgenröte aufstieg, tauchte zugleich eine Stadt mit ihren Türmen aus dem silbergrauen Strome. Der untergehende Mond, rot wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf, und auf dieser kam das Schiff langsam überquer gefahren. Als es sich der Stadt näherte, glitten im Froste des Herbstmorgens zwei bleiche Gestalten, die sich fest umwanden, von der dunklen Masse herunter in die kalten Fluten.

Alles, was Keller, der Mensch und der Dichter, an Mitleid und höchster Kunst besaß, hat er in diese Erzählung gegossen und es an die zwei Gestalten gewandt, die gleich Shakespeares unglücklichen Liebenden durch die Jahrhunderte dauern werden. Seine Sprache nimmt zuweilen eine Lieblichkeit und Süßigkeit an wie in unsern schönsten Märchen, etwa im Schneewittchen:

Die Wirtin brachte zum Nachtisch süßes Backwerk, und Sali bestellte feineren und stärkeren Wein dazu, welcher Vrenchen feurig durch die Adern rollte, als es ein wenig davon trank; aber es nahm sich in Acht, nippte bloß zuweilen und saß so züchtig und verschämt da wie eine wirkliche Braut.

Von den fünf Züricher Novellen: Hadlaub, der Narr auf Manegg, Der Landvogt von Greifensee, Das Fähnlein der sieben Aufrechten, Ursula — gilt mit Recht der Landvogt als die kostbarste; Kellern selbst war sie besonders ans Herz gewachsen, wie er dem Schreiber gestand, als dieser ihn nach einer Fahrt durch Greifensee besuchte.

Das Sinngedicht (1882) ist eine Novellensammlung im Rahmen; aber dieser Rahmen selbst ist eine der lieblichsten Novellen Kellers. Wie der junge Naturforscher, aus Furcht zu erblinden, von der Arbeit abläßt und auf Abenteuer zieht, um Logaus Sinngedicht „Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? Küß eine weiße Galathee: sie wird errötend lachen" zu erproben; wie dann nach einigen nur halb geglückten Versuchen „das Kunststück immer reizender wird, je schwieriger es zu sein scheint", wie zuletzt „das schöne und liebliche Problem" aufs lohnendste gelingt, das ist so tief in dichterische Verklärung getaucht und dabei doch so irdisch wirklich, daß es seinesgleichen in keiner Literatur hat. Von den sechs im Sinngedicht erzählten Novellen ist die von der armen Baronin die seelisch feinste, bis auf das grasse, künstlerisch entbehrliche Anhängsel.

Beim Schreiben des Romans Martin Salander (1886) hat Keller zu E. Engel seine Unlust bekannt: „Es fließt nicht." Das Murrwesen des Politikers und Sittenlehrers in Keller hatte die Oberhand gewonnen über den heiter schaffenden Künstler. Der Roman ist allzu schweizerisch, um Nichtschweizer zu fesseln.

Zu Kellers liebsten Schöpfungen aber gehört ein älteres Büchlein: Sieben Legenden (1872), freie dichterische Bearbeitungen mittelalterlicher Legenden. In ihnen schweift Kellers Phantasie fessellos umher, Gestalten und Begebenheiten erfindend, umformend, vergoldend, mit einer künstlerischen Liebe und Zartheit, die über alles Preisen erhaben sind. Die ausgelassenste ist „Die Jungfrau und der Ritter": Die Jungfrau Maria reitet ins Turnier und besteht für einen ihr ergebenen frommen Ritter alle seine Feinde, darunter auch jenen schrecklichen Kerl, der sich „Maus der Zahllose" nannte,

womit er zu verstehen gab, daß er einem ungezählten Heere gleich zu achten sei. Zum Zeichen seiner Stärke hatte er die aus seinen Naslöchern hervorstehenden Haare etwa sechs Zoll lang wachsen lassen und in zwei Zöpfchen geflochten, welche ihm über den Mund herabhingen und an den Enden mit zierlichen roten Bandschleifen geschmückt waren. Er trug einen großen, weiten Mantel über seiner Rüstung, der ihn fast samt dem Pferde verhüllte und aus tausend Mausfellchen künstlich zusammengenäht war. Als Helmzierde überschatteten ihn die mächtig ausgebreiteten Flügel einer Fledermaus, unter welchen er drohende Blicke aus geschlitzten Augen hervorsandte.

Das Juwel aber unter den Sieben Legenden ist das Tanzlegendchen, durch die Sprache eins der auserlesendsten Stücke deutscher Prosadichtung, durch den Inhalt ein Meisterwerk phantastischer, von aller Erdenschwere gelöster Kunst. Die neun griechischen Musen werden in den christlichen Himmel zu Gast geladen und stimmen ihren wundersamen Gesang an, der sanft beginnt, bald gar mächtig anschwillt:

Aber in diesen Räumen klang er so düster, ja fast trotzig und rauh, und dabei so sehnsuchtsschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltete, dann aber alles Volk von Erdenleid und Heimweh ergriffen wurde und in ein allgemeines Weinen ausbrach.

Kellers Gedichte sind in drei Sammlungen erschienen: 1846, 1851 (Neuere Gedichte), 1883 (Gesammelte Gedichte). Ähnlich wie bei Heyse und Storm hat auch bei Keller der Ruhm des Erzählers lange den des Sängers überschattet; noch heute gilt der Lyriker Keller bei den meisten Beurteilern nicht für ganz voll. Zum Teil hat hieran der Umfang des Gedichtbandes schuld: man übersieht die Fülle der glockenreinen, aus den Tiefen echter Lyrik entflossenen Gedichte über den mancherlei andern, deren keines ganz wertlos, die aber nicht auf gleicher Stufe lyrischer Vollendung stehen. Die Sprache gleitet nicht so glatt dahin wie bei Geibel und Heyse; doch wird kein aufmerksames Ohr die edle Musik in vielen seiner Gedichte überhören. Es muß endlich ausgesprochen werden, daß Gottfried Keller auch zu unsern größten lyrischen Dichtern gehört, daß eine nicht geringe Zahl seiner reinlyrischen Gedichte in jeder Auswahl unserer allerbesten stehen muß. Zu diesen Liedern sind zu rechnen: Winternacht (Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt), Schifferliedchen (Schon hat die Nacht den Silberschrein Des Himmels aufgetan), Stille der Nacht (Willkommen, klare Sommer-

nacht, Die auf betauten Fluren liegt!), Jugendgedenken (Ich will spiegeln mich in jenen Tagen, Die wie Lindenwipfeln entflohn), Die Begegnung (Schon war die letzte Schwalbe fort) mit den tief ergreifenden Schlußstrophen; und das lieblichste von allen, das Abendlied: „Augen, meine lieben Fensterlein", das Storm „das reinste Gold der Lyrik" nannte, mit dem wundervollen Ausklang:

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt.
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

Auch die großartige Gedichtreihe „Lebendig begraben" und der „Apotheker von Chamounix" müssen hier erwähnt werden als Beweise für Kellers bis in die tiefsten Abgründe furchtlos niedersteigende Phantasie.

Selbst in der Gedankenlyrik bleibt Keller immer der schauende und bildliche Dichter, der nicht umsonst als Maler begonnen hatte. Justinus Kerners Klage über die Poesiewidrigkeit von Dampfern und Eisenbahnen widerlegt er nicht mit allgemeinen Wendungen, sondern, ähnlich wie später Tennyson, mit einem Ausblick in die glorreiche Zukunft:

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren,
Wer möchte da nicht Fährmann sein?
Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlass'ne Meer. (1846.)

Reinlyrische, nicht bloß gedankliche Poesie ist auch das Gedicht: „Die Zeit geht nicht, sie stehet still, Wir ziehen durch sie hin —." Und wer will leugnen, daß selbst aus solchen Spruchversen:

Wohl wird man edler durch das Leben
Und strenger durch die herbe Qual;
Doch hoch erglüh'n in heißen Freuden,
Das adelt Seel' und Leib zumal.

wahre Dichtersprache zu uns redet?

Von Kellers Zeitgedichten sind zu nennen: Das Albumblatt an Frau Ida Freiligrath auf unserer Flucht nach England, Der Apostatenmarsch, so recht ein Ausbruch Kellerschen Ingrimms über politische Schufterei; der Prolog zur Schillerfeier in Bern und das zur Schweizer Volkshymne gewordene Lied An das Vaterland (O mein Heimatland, o mein Vaterland, Wie so innig, feurig lieb' ich dich!).

In seinen ersten Schriftstellerjahren hat sich Keller auch mit dramatischen Plänen getragen; von einem Trauerspiel „Therese" (Liebe einer Mutter und Tochter zu demselben Manne) sind zwei Akte fertig geworden, die mehr lyrisch als dramatisch sind. An ein Drama „Elsi, die seltsame

Magd" nach Gotthelfs Erzählung hat er gedacht; auch an eine tolle Komödie: zwei politische Gegner verurteilen sich gegenseitig zum Tode, glauben jeder den andern längst hingerichtet und treffen sich später plötzlich sehr lebendig. Vollendet wurde keines dieser Dramen: der Trieb war nicht schaffenskräftig genug. — Von kleineren Prosaarbeiten ist noch ein sehr schöner Aufsatz „Am Mythenstein" zu Schillers Geburtstag zu rühmen.

Als Heyse Keller den „Shakespeare der Novelle" nannte, dachte er vornehmlich an den unerschöpflichen Menschenbildner und schloß natürlich den Grünen Heinrich, das gestaltenreichste von Kellers Werken, ein. Heinrichs Mutter, das fast unheimlich seltsame Meretlein, Anna, Judith, Dorothea — welch eine Reihe aus blühender Dichterphantasie entsprossener Menschen! Die schönsten sind die Frauengestalten, wie ja auch bei Shakespeare. In dem heiter-ernsten Zwiegespräch „Tod und Dichter" bittet Keller den Sensenmann:

Doch die lieblichste der Dichtersünden
Laß nicht büßen mich, der sie gepflegt:
Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt!

Wie rührend, daß der Mann, dessen leidenschaftliches Herz von keiner einzigen erwiderten Liebe beglückt worden, nicht müde ward, die Welt der Dichtung mit den holdesten Frauenbildern zu bevölkern. Da ist aus den Novellen das Vrenchen, das an Liebreiz und Todesmut fürwahr nicht von Julia Capulet überstrahlt wird; da ist die herrliche Frau Regel Amrain, die hochgesinnte, die sich, als sie starb, im Tode noch stolz ausstreckte; dann die muntere, feine Lux im Sinngedicht, die verschiedenen Bräute des Landvogts Landolt, unter denen Figura Leu die allerschönste und allerbeste. Zu diesen Huldinnen gesellen sich die mancherlei Käuzinnen, z. B. Züs Bünzlin in den Kammachern, deren Name schon ein kleines Kunstwerk der Erfindung ist.

Schickt es sich, auf einen Dichter wie Keller solche abgedroschenen und philisterhaften Schulwörter wie Realismus und Idealismus anzuwenden? Sagen wir lieber in ungelehrter, aber deutscher Rede: er war ein großer schaffender Künstler, für dessen Seele es kaum einen Unterschied zwischen Wirklichkeit und Erfindung gab. Diese Künstlerseele bringt es zuwege, daß uns Spiegel das Kätzchen, Der Hexenmeister, Die Hexe und Die Eule ganz lebendig vor Augen stehen, z. B. die Hexe, wie sie im Hexennetz gefangen lautlos zappelt; daß uns Maus der Zahllose beinah gemütlich vertraut wird; daß wir das Meretlein, das arme „Tödlein", aus dem Sarg erstehen und im gelbbrokatnen Leichengewand ins Dorf zurücklaufen sehen. Keller taucht alle seine Menschen und Dinge tief ins Goldbad der Poesie, ohne daß sie aufhören zu sein, was sie waren; er läßt sie nicht verdunsten, wie die Romantiker ihre kümmerlichen Wolkengebilde, die sie für Menschen aus-

gaben. Und zur Phantasie gesellt sich noch ein anderer Vergolder und Verklärer: der Humor, dem der Dichter zuruft:

Den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten,
Halt mir das Glas, o Seelentrost Humor!

Kellern genügt es nicht, daß ihm die Phantasie die Nasenlöcher-Schnauzbärtlein Maus des Zahllosen erfindet; sein Humor schmückt die schreckhaften Schwänze mit rosenfarbenen Bändern. Und im Tanzlegendchen schlagen die musizierenden Engel, bevor sie durchs offne Kirchenfenster davon flattern, „den geduldigen Steinengeln (den Notenträgern) ihre zusammengerollten Notenblätter um die Backen, daß es klatschte".

Kernigeres Wurzeldeutsch als Keller hat kein anderer Dichter des 19. Jahrhunderts geschrieben. Uns meist mit Zeitungsdeutsch auferzogenen Lesern wird manches vielleicht gemacht scheinen; daß es gewachsenes Deutsch ist, kann man aus Kellers vertrautesten Briefen, z. B. seinen merkwürdigen Liebesbriefen, erkennen. Seine Sprache ist so stark und schön, daß man gewisse Nachlässigkeiten des Stils kaum beachtet. Das sichtige Wort zieht er stets dem unsichtigen vor, und wo er bildert, da geraten ihm schon mit ein paar Worten kleine Gemälde: der betrogene Teufel zieht ab „wie der leibhaftige geschwänzte Gram". Keller darf beileibe nicht nachgeahmt werden; doch als Jungbrunnen der Schriftstellersprache werden seine Werke für das 20. Jahrhundert eine ähnliche Bedeutung gewinnen wie Luthers Schriften für das 18te.

Erst seit Keller und Storm reicht die deutsche große Literatur wirklich vom Fels zum Meer; die Beiden haben das Machtgebiet deutscher Dichtung um weite Länderstrecken gemehrt. Und Kellers Berühmtheit hat ja eben erst begonnen; die Franzosen kennen ihn trotz einzelnen Übersetzungen nur wenig, die Engländer so gut wie gar nicht. Von Deutschland gilt noch Vischers Wort: „Keller wird nie sehr populär werden, einfach weil er wirklich ein Dichter ist." Die wachsende Verbreitung seiner Werke aber zeigt sich doch in der immer schnelleren Folge ihrer Auflagen, und einiges ist schon bis in die mittleren Bildungsschichten gedrungen, namentlich Romeo und Julia durch den billigen Abdruck in Heyses Novellenschatz. Dreißig Jahre sind verflossen, seitdem Vischer den ersten vollwürdigen Aufsatz über Keller schloß: „O Staatsschreiber von Zürich, Ihr schreibt staatsmäßig!" Heute stimmen Zehntausende ihm zu und nennen Keller den deutschen Klassiker des 19. Jahrhunderts.

Aus Natur und Wissenschaft.

Der Heilwert der heißen Bäder.

Die heißen Bäder werden bekanntlich mit Vorliebe von den Japanern benützt. Bei uns haben sie sich noch wenig eingebürgert, es spukt hier immer